Nr. 404. XXXIV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Donnerstag, 10. August 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Der Kaiser und die Ostmark.

Auf dem Markt der Stadt des heiligen Adalbert hat der deutsche Kaiser gestern eine große politische Rede gehalten. Es ist die erste öffentliche politische Rede des Herrschers seit jener imposanten Kundgebung im Bremer Rathause, in der er am diesjährigen Geburtstag des ersten deutschen Kaisers urbi et orbi seine Politik als eine Weltfriedenspolitik kennzeichnete. Wie jene Bremer Rede in der gesamten ökumenischen Welt, an die sie gerichtet war, so wird auch die gestrige Gnesener Kaiserrede in den Kreisen, denen sie galt, bei den Deutschen innerhalb und außerhalb der Ostmark, nicht zuletzt bei der regierenden Centrumspartei und bei den Preußen polnischer Zunge, ein lebhaftes Echo erwecken. Denn wie jene Bremer Rede ein wertvolles Dokument der äußeren Politik des Kaisers ist, so bedeutet die Gnesener das Programm des Kaisers in einer Haupt- und Grundfragen innerdeutscher Staatspolitik.

Man darf mit Befriedigung feststellen, daß die gestrige Kaiserrede der Zustimmung des deutschen Volkes sicher ist. Im Lager der preußischen Nationalpolen und Großpolen und vielleicht auch in Centrumskreisen wird man sie mit gemischten Gefühlen betrachten; wer ohne Parteibefangenheit ihr gegenübertritt, wer die Germanisierung der Ostmark als eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland betrachtet, der kann ihr nur beipflichten. Und das ist ja die weitüberwiegende Mehrzahl der sechzig Millionen, die innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle wohnen.

Wie immer wußte der Kaiser auch gestern soldatisch knappe und treffende Worte zu prägen. Seine Charakteristik der deutschen Kulturarbeit im Osten als „brav und mutig, wenn auch schwer und langsam" trifft ins Schwarze. Und ins Schwarze trifft auch die kaiserliche Mahnung, daß für die Deutschen in der Ostmark es Pflicht ist, dort auf vorgeschobenem Posten Dienst zu tun am Vaterlande, daß diese Pflicht über das Vergnügen geht, über die wohl verständliche Neigung für den „Westen, wo es schön ist". Praktischen Erfolg wird diese Mahnung an die Ostmärker freilich nur haben, wenn auch die Vertreter des Staates selbst in der Ostmark sie beherzigen. Nicht die feindselige Haltung des Polentums ist es, das die ostmärkische deutsche Bürgerschaft nach dem Westen treibt, die Ueberhebung, das Kasinosentum der beamteten Deutschen und der Offizierskreise ist es, was ihnen das Ausharren auf dem schwierigen Posten verleidet. Solange diese Erscheinung sich zeigt, ist an eine gedeihliche Verdeutschungsarbeit im Osten nicht zu denken, und man kann es am Ende selbstbewußten deutschen Bürgern nicht verargen, wenn sie den durch ihre eigenen Landsleute aussichtslos gemachten Kampf aufgeben und in der freieren Luft des Westens, wo der Beamte nicht mehr bedeutet, als ihm gebührt, ein behaglicheres Milieu suchen. Wenn die Vertreter des Staates mit und ohne Uniform sich dazu bequemen, den Gewerbetreibenden, den Kaufmann, den Bürger schlechthin als vollwertigen und ebenbürtigen Mitkämpfer für das Interesse der Nation zu betrachten und zu behandeln, mit einem Wort, wenn ein gutes gesellschaftliches Zusammenleben ermöglicht wird, dann wird die Flucht der Deutschen nach dem Westen aufhören. Gerade die besten deutschen Elemente sind es, die heute dem Zuge nach Westen nachgeben; gerade die besten deutschen Elemente würden im Osten ausharren, wenn man sie nicht als Deutsche zweiter Klasse behandelte.

Noch eine andere Mahnung, eine im strafenden Tone gesprochene, richtete der Kaiser gestern an die Deutschen, namentlich an den deutschen Grundbesitz im Osten. Er sprach davon, daß ein deutscher Grundbesitzer im Osten, der ohne Not dem Lande den Rücken kehrt, sich an seinem Vaterlande versündige. Es bedarf keines Wortes, daß diese Mahnung dem Kaiser eingegeben war durch eine Reihe peinlicher und beschämender Vorkommnisse der jüngsten Zeit. Hat doch sogar der Kommandeur eines bevorzugten märkischen Husarenregiments seinen ostmärkischen Grundbesitz ohne Not verkauft, und dazu an einen Polen! Daß sich derartige Fälle künftig nicht mehr ereignen, wird hoffentlich die kaiserliche Mahnung bewirken.

In der Kaiserrede kehrt auch diesmal die Versicherung an die Polen wieder, daß ihre Staatsbürgerrechte nicht angetastet werden sollen, und daß auf ihre religiösen Wünsche geachtet werden soll. Aber der Kaiser unterließ es diesmal nicht, den polnisch sprechenden Preußen die Mahnung zuzurufen, daß sie auch die anderen Religionen, insbesondere seine eigene, zu respektieren hätten. Wie nötig eine solche Mahnung ist, weiß jeder, der längere Zeit im Osten gelebt hat. Freilich wird sie bei den Polen nur wenig Wirkung tun, solange das Posener Domkapitel dieser Mahnung des Kaisers zu religiöser Verträglichkeit entgegenarbeitet. Das weiß der Kaiser selbst recht wohl. Daher denn auch seine Apostrophierung des Posener Domkapitels nach der interessanten Mitteilung der Vorgänge bei seiner Begegnung mit dem Papst. Mit nachdrücklichem Ernst hat der Kaiser hier den Posener Klerus darauf aufmerksam gemacht, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche sich ihm als Bundesgenosse bei seinen Bemühungen zur Erfüllung auch der polnischen Katholiken mit deutschnationaler Gesinnung gelobt hat. Der Kaiser weiß, daß der greisen Leo, des Oberhauptes des gesamten katholischen Klerus der Welt, die ostmärkischen Priester zur Abkehr von ihren Polonisierungsbestrebungen bewegen werde. Und er mahnt die Kleriker besonders eindringlich, sie sollten ihr Oberhaupt nicht noch nach seinem Tode wortbrüchig werden lassen dem deutschen Kaiser gegenüber. Nun, wie der polnische Klerus einmal ist, so wird er die Mahnung in den Wind schlagen. Leo XIII. ist tot, und auch, wenn er noch lebte, wäre es nichts Unerhörtes, daß polnische Kleriker gegen seinen Willen handelten, wo es sich um polnische Nationalbestrebungen handelt. Wohl aber wird die Berufung des Kaisers auf Leo XIII. den deutschen Katholiken, den Laien wie den wenigen deutschfühlenden Priestern, den Rücken steifen in ihrem gerechten Kampfe gegen die deutschfeindlichen Bestrebungen des polnischen Klerus.

Und sie wird vielleicht auch wirken auf die preußische und deutsche Centrumspartei, die ohnehin bereits hat erkennen müssen, daß den Polen das katholische Prinzip erst in zweiter Reihe und oft als Mittel zum Zweck, und daß ihnen in erster Reihe ihr polnisches Ideal in Frage kommt. Wenn die Centrumsführer klug sind, werden sie diesen Wink des Kaisers nicht unbeachtet lassen.

Der Kaiser schloß mit den Worten: „Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden, in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung." Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob die in Deutschland herrschenden Kultur- und Freiheitszustände das Ideal darstellen. Aber das steht außer Frage, daß die deutschen Kulturtendenzen und Freiheitsbegriffe die polnischen weit hinter sich lassen. Der Pole ist intolerant und kulturfeindlich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens; ein Blick nach Galizien lehrt's. Und so hat's der Kaiser wohl auch gemeint.

Alles in allem: die Gnesener Rede ist eine erfreuliche Kundgebung des Kaisers, die von allen deutschfühlenden Staatsbürgern freudig aufgenommen werden wird. Hier sei nur noch eine Frage gestellt, die uns der Beantwortung bedürftig scheint: Wo war, als der deutsche Kaiser die Stadt des heiligen Adalbert besuchte, der Nachfolger des Heiligen im Priesteramt, wo war Herr Florian v. Stablewski? Er ist krank, heißt es. Nun, so krank ist er nicht, daß er seinem Könige nicht in der eigentlichen Hauptstadt des Erzbistums die pflichtschuldige Reverenz machen könnte. Und wenn er so krank wäre, wo blieb dann die offizielle Entschuldigung? Die Oeffentlichkeit hat ein Recht darauf, zu erfahren, weshalb der preußische Staatsdiener, der der Erzbischof von Gnesen ist, in Gnesen fehlt, wenn der deutsche Kaiser dort erscheint.

Die Friedensverhandlungen.

Die gestrige Konferenz der Friedensunterhändler währte, wie aus Portsmouth telegraphiert wird, etwa eine Stunde. Es wurde lediglich über den Austausch der Beglaubigungsschreiben verhandelt und das Programm für die folgenden Sitzungen vereinbart. Man kam dahin überein, daß das Protokoll französisch und englisch abgefaßt werden solle, und daß diese beiden Sprachen gemeinsam während der ganzen Verhandlungen in Anwendung kommen sollen. Die Sitzungen sollen von 9½ Uhr Vormittags bis 12½ Uhr Nachmittags und von 3 bis 5½ oder 6 Uhr Nachmittags stattfinden. Wegen nachträglicher Aenderungen des vorgewiesenen Beglaubigungsschreibens, welches für genügend befunden wurde, gab Baron Komura eine mündliche Erklärung über den Inhalt seines Beglaubigungsschreibens und erbot sich, unverzüglich nach einer amtlichen Abschrift seines Beglaubigungsschreibens zu schicken, welche er nicht mitgebracht hätte. Witte versicherte ihm, dies wäre unnötig, das Beglaubigungsschreiben könnte morgen beigebracht werden. Die Erklärungen Baron Komuras über sein Beglaubigungsschreiben wurden als genügend angesehen. Dieser kleine Zwischenfall wird vielfach besprochen, aber von zuständiger Seite wird mitgeteilt, daß Baron Komura im Ernst der Meinung war, es würden bei der heutigen Sitzung keine Formalitäten erledigt, und daß er deshalb sein Beglaubigungsschreiben für unnötig gehalten hätte. Diese Ansicht war erklärlich in Anbetracht der Formlosigkeit, mit der die Vorverhandlungen ins Werk gesetzt wurden. Die Bevollmächtigten sind so davon überzeugt, daß die beiderseitigen Vollmachten ausreichend sind, daß sie den Austausch der Beglaubigungsschreiben als eine tatsächlich schon vollzogene Formalität ansehen. Einer der Bevollmächtigten erklärte später, die Konferenz sei bisher völlig befriedigend verlaufen.

Auch der „Newyork Herald" konstatiert, daß die gestrige erste Versammlung der Friedensdelegierten den Eindruck hinterlassen hat, daß es möglich sein wird, die Unterhandlungen mit Erfolg zu beendigen. Witte setzte die Japaner in Erstaunen durch seine Forderung, täglich zwei Sitzungen abzuhalten, deren erste bereits um 9 Uhr Morgens beginnen soll. Es deutet dies auf den Wunsch hin, die Verhandlungen schnell und zum glücklichen Ende zu führen. Soweit bis jetzt verlautet, hat Witte die Japaner ersucht, ihre Bedingungen im allgemeinen gleich bei der ersten Versammlung zusammenzufassen oder wenigstens ausreichende Angaben darüber zu machen, damit die russischen Delegierten in der Lage sind, festzustellen, ob diese Bedingungen als Grundlage für eine Verständigung zu dienen geeignet sind. Die Japaner weigerten sich, soweit zu gehen. Die Tatsache, daß ein formeller Austausch der Beglaubigungsbriefe nicht stattgefunden hat, wird keine Verzögerung der Verhandlungen herbeiführen.

Ueber die Grenzen, innerhalb deren sich die russischen Zugeständnisse bewegen werden, berichtet der Korrespondent des „Daily Telegraph", der Witte nahe steht und diesem auch auf der Seereise begleitet hat, einem Privat-Telegramm unseres Londoner B-Korrespondenten zufolge, folgendes:

Rußland dürfte Japan die nachstehenden Friedensbedingungen bieten: „Protektorat über Korea, wobei keine Grenzfestungen gegen Rußland gebaut werden dürfen, und die Zulassung russischer Untertanen nach Korea unter gleichen Bedingungen wie die übrigen Europäer garantiert wird; Aushändigung

Trakehnens Kinderstube.

Von [Nachdruck verboten.]

Heinrich Lee.

Unmittelbar bevor der von Westen kommende Norderpreß die Grenze erreicht, braust er an der kleinen Station Trakehnen vorüber — nur die Personenzüge halten hier. Am Bahnhof stehen ein paar Scheunen, sonst ringsum unabsehbare grüne Ebene mit einem Heer von Störchen und hier und dort in weiter Ferne ein dunkler Punkt, weidende Pferdeherden. Nach einer Stunde gemächlichen Marsches über die gute, schattige, einsame Chaussee kommt man an schmucken neuen Ziegelhäuschen mit grünen, blumengeschmückten Fensterläden und grüngestrichenem Dachfirst, den königlichen Instthäusern, vorüber ins Dorf, und nun steht man bald vor dem sauberen, stattlichen, baumumrahmten Gasthof, über dessen Tür ein vergoldetes halbes Elchgeweih prangt, das Brandzeichen von Trakehnen, während das ganze Elchgeweih das Brandzeichen von Ostpreußen ist. Dem Gasthof gegenüber in einem wohlgepflegten Park und Garten liegt ein schloßartiges Gebäude, in dem der Landstallmeister, jetzt Herr v. Oettingen, wohnt, und seiner großen Freundlichkeit verdanke ich es, wenn ich für das Berliner Tageblatt einen kleinen Einblick in das Gestüt gewann, das unter den drei preußischen Hauptgestüten (es gehören noch die von Graditz und Hofgeismar dazu) das weitaus größte ist und den Zweck hat, Hengste zu züchten, speziell zur Erzeugung von Militärpferden. Welche näheren Bestimmungen sich hieran für Trakehnen knüpfen, davon ein andermal.

Heute nur einen Blick in Trakehnens Kinderstube.

Es war Morgens fünf Uhr, als ich durch das Horn des Kuhhirten erwachte, der sich gerade unter meinem Fenster aufgepflanzt hatte und nun aus den einzelnen Instthäusern das Vieh zusammenblies, um es auf die gemeinsame Weide zu treiben. Gleichzeitig kam aus dem dicht benachbarten „Alten Hof", einem altmodischen großen Stallkomplex, im Galopp, von Stallknechten geritten, ein Zug von Hengsten vorüber, Trakehnens berühmte Hauptbeschäler, die auf ihr zweieinhalbstündiges Morgentraining gingen. Außer dem „Alten" und dem damit verbundenen „Neuen Hof" besitzt Trakehnen über seine 17,000 Morgen verstreut noch elf andere solcher Stallgehöfte, „Vorwerke" genannt. Wie, das heißt in welcher verschiedenen Weise diese Vorwerke belegt sind — auch das soll uns erst späterhin beschäftigen.

Anstoßend an den Alten und Neuen Hof dehnt sich eine weite Weidekoppel. Eine Herde mit Trakehnens Kleinsten grast darauf, von allen Herden des Gestüts gleichzeitig die edelste und leichteste, ein leichter Reiterschlag — die Mütter mit ihren jüngsten Kindern, 96 Stuten und 35 Fohlen, den Babies, noch nicht 4 Monate alt, die von der Mutter noch nicht entwöhnt, noch nicht „abgesetzt" sind. Braune, Füchse, Rappen mit schön geformten, trockenen Köpfen, großen, glänzenden Augen, feinen, geradrückigen Leibern — die Kraft des Hengstes ins Weibliche und Kindliche übertragen. Bei dem Anblick des fremden Menschen, der plötzlich unter ihnen erscheint, hält das kleine Volk in seinen übermütigen Spielen und Springen inne, läuft der Mutter davon und zupft den Fremden, neugierig wie Kinder sind, und weil's dabei was zu spielen gibt, an dem merkwürdigen Dinge, das von seinem Mantel herabhängt, und das die Menschen „Pelerine" nennen. Die Mütter sind auf diesen Menschen auch garnicht eifersüchtig, sie gönnen den Kleinen den neuen Zeitvertreib und sehen ruhig, fast mit mütterlicher Befriedigung zu. Man fragt nach ihren Namen, aber den Namen erhält ein Fohlen in Trakehnen erst als Dreijähriges. Er soll, damit man durch ihn gleich an die Eltern erinnert wird, die beiden Anfangsbuchstaben von dem Namen der Mutter haben, gleichzeitig aber mit seinem Klang auch an den Namen des Vaters mahnen, was nicht immer eine ganz leichte Aufgabe ist, und worüber sich auch Herrn v. Oettingens Familien- und Bekanntenkreis gern die Köpfe zerbricht. So finden wir später in den Dreijährigenställen über den Boxen Namen wie „Parteigreifer", gebildet von „Pastorin" und „Greif", oder „Panzergriff", gebildet von „Panzerkette" und „Greif", oder als eine ganz besonders geistreiche Kombination „Leibarzt", gebildet von „Leier" und „Lauer", weil nämlich der Leibarzt des alten Kaisers Wilhelm „Lauer" hieß. Vorläufig werden die Fohlen noch mit dem Namen der Mutter gerufen. Ein Rappfohlen drängt sich jetzt heran; es hat auf den Flanken noch braune Streifen, weil es erst noch das zweite Haar bekommen soll. So ein Haarwechsel juckt, und daran knüpft der Mensch schlau den ersten Erziehungszwang des ungeberdigen jungen Wesens — das ist die Putzbürste. Wie das Menschenbaby nicht beim Waschen stillhält in dem sehr richtigen Gefühl, daß dies die erste von den tausend Zwangsmaßregeln ist, die ihm später das Leben sauer machen werden, so das Pferdebaby, wenn ihm die Bürste nahe kommt. Wenn aber das Haar zu jucken anfängt, da wird die böse Kratzbürste zur Wohltat, und hat erst die Bürste angesetzt, so läßt auch das Halfter nicht mehr lange warten. Eine besondere Geschicklichkeit, mit widerspenstigen Pferdekindern fertig zu werden, wird in Trakehnen einer der v. Oettingenschen jungen Damen zugeschrieben. Was den Gesundheitszustand in Trakehnens Kinderstube betrifft, so ist er bei der gewissenhaften Hygiene im allgemeinen sehr zufriedenstellend. Nur die Druse, ein fieberiger vierzehntägiger Katarrh der Nase und des Rachens, und die gefährliche Bräune machen dem Doktor manchmal böse zu schaffen.

Durch herrliche Alleen von Eichen, Linden, Weiden, Birken trägt uns der Wagen zu einem anderen Tummelplatze von Trakehnens Jugend. Einige von den Eichenalleen sind schon von Friedrich dem Großen angelegt worden. Neuerdings werden die Trakehner Alleen überhaupt nur noch mit Eichen